

## EINS

Jenseits des Bewusstseins scheint die Zeit aufgehoben. Im Traum verwischen unsere topografischen und chronologischen Gewissheiten; ziellos stromern wir durchs Unterholz der Augenblicke. Es gibt dort keine Uhren und wenn es sie gäbe: Der Träumende verstünde sie nicht zu lesen. Darum gibt es sie dort nicht, weil sie überflüssig sind, denn wenn wir träumen, haben wir keine Termine. Hier ist Zeit im Überfluss. Und weil sie so aus den Fugen ist, so fassungslos und schier endlos dehnbar, ist es nicht einmal mehr Zeit, nicht mehr die Zeit, die wir am Tage kennen und deren Tempo das Tempo unseres Geistes und unseres Körpers ist.

---

Jede Philosophie der Zeit mündet unweigerlich in die Frage, wie denn Dauer, jene ebenso permanente wie flüchtige Ausdehnung unserer Gegenwart im Jetzt, zustande kommt, wo doch die Zeit nie einhält, stetig fortschreitet und die Gegenwart unausgesetzt zwischen Vergangenheit und Zukunft zerrieben wird. Die Gegenwart scheint Null und Nichts und doch weiß jeder, dass sie dauert.

Zenon von Elea formuliert ein die zentrale Aporie des Jetzt veranschaulichendes Paradox. In leicht abgewandelter Form geht es so: Soll eine Kugel über einen Tisch rollen und auf der anderen Seite herunterfallen, so muss sie zuerst die Hälfte der Strecke zurücklegen, eine Hälfte bleibt ihr noch. Von dieser verbleibenden Strecke überquert sie wiederum die Hälfte, und so weiter bis ins Unendliche. Es bleibt – so will uns scheinen – immer eine, wenn auch schließlich unendlich kleine Strecke des Weges übrig, so dass die Kugel

eigentlich niemals ankommen dürfte. Der Kugel aber ist es egal, sie lässt sich nicht foppen, fällt herunter und niemand wundert sich.

Was dagegen wundert: Dass der simple Augenschein nicht auch ein Äquivalent in Form einer ebenso simplen Auflösung des Paradoxes findet. Darum ist es ja eines. Paul Valéry beschäftigt sich in seinen Cahiers intensiv mit der Lösung dieses Rätsels. Bertrand Russell arbeitet sich zeitlebens an ihr ab, Jorge Luis Borges greift das Thema unermüdlich und über Jahrzehnte hinweg in zahlreichen Essays auf.

Es existieren mannigfaltige Lösungsvorschläge, manche auf den ersten Blick plausibel genug. Dennoch scheint es, als solle des Paradoxons gänzliche Lösung erst mit Überwindung der Schwierigkeit gelingen, die Zeit zu denken. Nicht nur Augustinus verzweifelte an dieser Aufgabe. Dass er wisse, was Zeit sei, solange ihn niemand danach frage, frage aber einer, er stumm bleiben müsse wie ein Fisch, weil er es partout nicht sagen könne, das scheint zum Wesen der Zeit zu gehören.

Dem Nachdenken über Zeit liegt stets die Dialektik der Kontinuität des Lebens und der Diskontinuität der Zeit zugrunde. Die Kugel rollt und rollt von der einen Seite des Tisches bis zur anderen, wie das Leben unaufhaltsam von der Geburt zum Tod. Da hält nichts an und hält doch etwas inne, denn diese Kontinuität des Werdens reicht allein nicht hin zum Leben. Im Leben kann nicht nur etwas werden, es muss auch etwas sein, das wird. Nicht was nicht ist, kann noch werden, sondern nur was ist, kann werden, und was wird, kann sein. Sein ist stets im Werden begriffen und so nur zu begreifen.

Es könnte womöglich der Hinweis genügen, dass der tatsächlichen Kontinuität des Werdens, der Bewegung die abstrakte Vorstellung der mathematischen Linie untergeschoben werde. Valéry etwa notiert: *»Zenons Trick ist schrecklich einfach. Er besteht darin, die Länge der Strecke, die der bewegte Körper durchlaufen muss, mehr oder weniger geschickt verschwinden zu lassen – und sie durch Teilung oder vielmehr durch die Teilbarkeit der Länge zu ersetzen.«<sup>2</sup>*

So schrecklich einfach allerdings, dass Valéry dennoch mit seinen Überlegungen an kein Ende zu kommen scheint. Immer wieder greift er das Thema auf – verständlicherweise, denn der Kontinuität wird dabei leicht zu viel der Ehre. Sie kann nicht die einzige Wahrheit sein.

Das Leben hält nur inne an dem Punkt, an dem die Kraft zur Neige geht, die es auf den Weg brachte – im Tod. Zenons Paradox zufolge, auf das Leben übertragen, würde dieses also entweder niemals enden oder niemals beginnen, würde sich das Leben aus unendlichen Toden oder unendlichen Anfängen zusammensetzen – wie der berühmte Pfeil, der in jedem Augenblick seines Fluges im Stillstand zu verharren scheint.

Geburt und Tod begrenzen das Leben. Wollen wir also korrekt im Bilde bleiben, so müssen wir Geburt und Tod zusammen denken und resümieren: In jedem Augenblick des Lebens wiederholt sich dessen ewiges Gesetz von Werden und Vergehen. Die Kugel schickt sich in jedem Augenblick an zu stoppen, doch in jedem Augenblick stößt es sie aufs Neue an, und sie rollt so lange, bis ihre Kraft zur Neige geht oder ihrem Lauf ein gewaltsames Ende gesetzt wird.

Ist der Irrtum des Paradoxes so evident, wie es dem ersten Blick erscheint? Es lohnt, den Implikationen weiter nachzusinnen.

---

Ernst Bloch spricht statt vom Werden und Vergehen lieber von Quell und Mündung. *»Vom Pulsschlag her wird der seelische Augenblick im Klopfen seines Jetzt erfahren, im Vorwärtsstürzenden, auch Transitiven aller Augenblicke.«*<sup>3</sup>

Bei Freud begegnet uns dies als Periodizität von Energiebesetzungen, und selbst Bergson, nicht zuletzt von Bloch selbst als Treuhänder eines reinen Strömens der Zeit verschrien, spricht in diesem Sinne von

verschiedenen Rhythmen der Dauer.<sup>4</sup> Die Liste ließe sich fortführen.

Das reine Werden wäre unendlich inhaltslos, denn es würde zwar prinzipiell – doch was? Wo nichts ist, da kann nichts werden. Gleichwohl, das Leben ist in jedem seiner Augenblicke ganz und gar da. Gleich den selbstähnlichen Strukturen der Chaosforschung ist der Augenblick im Kleinen, was das Leben im Großen. Da ist eine Vergangenheit vor dem Leben, ein Gegenwärtig-Sein des Lebens und eine Nachwelt, die darauf folgt.

Nur ist uns, was uns beim Leben keiner Frage bedarf, hinsichtlich des Augenblicks nicht so geläufig: dass er nämlich dauert. Wie kann er denn?

*»Jeder Augenblick des Lebens ist das ganze Leben, dessen stetiger Fluss [...] seine Wirklichkeit nur an der Wellenhöhe hat, zu der er sich jeweilig hebt.«<sup>5</sup> (Georg Simmel)*

---

Die Schwierigkeit, die Zeit zu denken, scheint in der Struktur und Genese des Denkens und Vorstellens selbst begründet. Nietzsche formuliert das Dilemma so: *»Wir können uns das Werden nicht anders denken, als den Übergang aus einem beharrenden ›todten‹ Zustand in einen anderen beharrenden ›todten‹ Zustand. [...] Unser Intellekt ist nicht zum Begreifen des Werdens eingerichtet, er strebt die allgemeine Starrheit zu beweisen, Dank seiner Abkunft aus Bildern. Alle Philosophen haben das Ziel gehabt, zum Beweis des ewigen Beharrens, weil der Intellekt darin seine eigene Form und Wirkung fühlt.«<sup>6</sup>*

Das nämlich kann – so fährt er fort – das Individuum nur schwer ertragen: dass es *»kein Individuum giebt, daß im kleinsten Augenblick es etwas anderes ist als im nächsten und daß seine Existenzbedingungen die einer Unzahl Individuen sind: der unendlich kleine Augenblick ist die*

*höhere Realität und Wahrheit, ein Blitzbild aus dem ewigen Flusse.»<sup>7</sup>*

Seltsam, der Mensch ist zwar imstande, das Kontinuum des Lebens zu erfassen, indem er lebt, und auch eine unendlich teilbare Zeit scheint ihm nicht unvorstellbar, doch beides in einem zu denken, in einer Dialektik des Augenblicks, das fällt ihm unendlich schwer.

Die Zitate Nietzsches skizzieren den Umfang des Dilemmas.

Der Intellekt ist an ein gewisses Innehalten nicht nur gebunden, er ist ein Innehalten; das Individuum kann sich nur als unteilbares fühlen, wenn es an seine Dauerhaftigkeit und Homogenität glauben kann.

Dass womöglich in kleinsten Augenblicken ein Vielfaches mehr passiert, als es gewahr wird, ist ihm nicht geheuer und lehnt es insgeheim ab, wie alles, was ihm durch die Lappen der Reflexion geht.

Warum aber ist uns der Augenblick so klein – und ist er es denn? Der weitgehend vergessene Dichter und Essayist Fritz Usinger schreibt: *»Zeit ist eine Erlebnisform, darum bemisst sich eine Zeiteinheit je nach dem Menschen. Eine Minute kann eine Ewigkeit sein, eine Stunde ein Augenblick. Die zeitliche Abschätzung der Geschichte des Erdballs führt deshalb zu so phantastischen Zahlen, weil ihr ein völlig ungenügendes Maß zugrunde gelegt ist. Ein Zwergeßmaß, das menschliche Jahr, das für jene Riesenzeitverhältnisse, die noch längst keine Ewigkeitsverhältnisse sind, gar nicht ausreicht. Es heißt eben, das Meer in Eimern messen.«<sup>8</sup>*

---

Der menschliche Augenblick bemisst sich an begrenzter Lebenszeit. *»Die Menschengeschichte ist die Sekunde zwischen zwei Schritten eines Wanderers.«<sup>9</sup>* (Franz Kafka) Er setzt den Rhythmus, der das Leben von der Geburt zum Tod führt. Der Augenblick, in dem Ewigkeit und Zeit sich berühren, verschränkt unabsehbare Weltalter mit absehbarem Lebensalter. In Weltaltern gerechnet ist unser Leben nur ein Augen-aufschlag, die bekannte und unbekante Geschichte eine Minute, das

Leben ein Tag – letztlich aber doch wieder nur ein Augenblick. Der Ewigkeit ist es einerlei. Was der Mensch als gewöhnlich kleinste Zeiteinheit betrachtet, die Sekunde, ist ein willkürlich gesetztes Maß, das aus der Perspektive der Ewigkeit nicht kürzer oder länger wäre als Stunde, Tag, Woche, Monat oder Jahr. Bewusstsein hat zwar einzig diese Maße, denn sein Rhythmus setzt sie ja, doch vermag der Augenblick, in dessen Ordnung Bewusstsein nur ein Enthaltenes ist, uns dieses trägen Tempos zu entbinden und uns in andere Zeiten zu entführen.

---

Was lebt, hat seinen Rhythmus, einen je eigenen. Und wirklich scheint dieser Rhythmus von der Dauer seiner Existenz abzuhängen: Der Stein ist unendlich träge, er bewegt, verändert sich scheinbar nie nach menschlichem Maß; die Fliege dagegen ist ungeheuer hektisch, womöglich, weil ihr nur ein Tag bleibt. Darum berührt sie uns so unangenehm, wenn wir selbst nervös sind, denn sie vergegenwärtigt uns den Zusammenhang von Geschwindigkeit und Tod.

So erklärt sich wohl auch das Phänomen des Sterbenden, der, wie man sagt, im Augenblick des Todes sein ganzes Leben in all seinen Einzelheiten an sich vorüberziehen sieht. In diesem Augenblick nämlich ist der Tod, indem er ins Leben selbst hinüber greift, als begrenzendes Maß der Zeit, als Fassung des Augenblicks getilgt. Im Kleinen wie im Großen ist der Tod Statthalter unserer Endlichkeit. Nur, wo wir ihn sterbend aus dem Leben treiben, auf jener Schwelle vom Leben zum Tod, scheinen wir der Ewigkeit nah. Leben ist ein in jedem Augenblick Geborenwerden und ein in jedem Augenblick Sterben.

---

Kierkegaard nennt in »Der Begriff Angst« den Augenblick »jenes Zweideutige, worin Zeit und Ewigkeit einander berühren«. Für ihn »ist er der erste Reflex (Spiegelung) der Ewigkeit in der Zeit, ihr erster Versuch, die Zeit gleichsam anzuhalten«. Da diese Berührung »in der Zeit geschehen müsse«<sup>10</sup>, bleibt dieser Versuch gewissermaßen auf halber Strecke stecken. Um das Ewige als das Wahre zu retten, muss Kierkegaard aus der Dialektik eine Zweideutigkeit machen, denn dem großen religiösen Skeptiker kann die Ewigkeit nicht nur Moment einer still gestellten Dialektik sein, gleich gültig wie Zeit. Als Bestimmung der Zeit gilt ihm das Gegenwärtige als unendlich inhaltslos. Fülle berge allein das Ewige als das Gegenwärtige an sich. Dies Gegenwärtige sei die aufgehobene Sukzession, echtes Sein.

Die Geschichte setzt für Kierkegaard erst nach dem Ursprung, der Schöpfung des Augenblicks ein: »Sobald der Geist gesetzt ist, ist der Augenblick da«<sup>11</sup>. Mit diesem beginne erst die Geschichte. Im Grunde setzt Kierkegaard die Ewigkeit als unendlich ausgedehnten Augenblick der Gegenwart, in welchem sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wunderbar zusammenfügen. Solcher Augenblick wäre aber keiner mehr, wäre es so wenig wie der Zeitpunkt.

Theodor W. Adorno rückt diese abgebrochene Dialektik zurecht, indem er sie in seiner Kierkegaard-Studie mit dem Zusatz versieht, der Augenblick zwingt zusammen das »Werdende mit dem inkommensurablen Sein«<sup>12</sup>.

---

Je rascher das Tempo des Lebens, desto mehr anverwandelt sich in der Erfahrung die Zeit der Uhrzeit. Die Linie Zeit hat ihren Anfang in der Vergangenheit und ihr Ende in der Zukunft. Reine Gegenwart gibt es an ihr nicht, denn sie wäre ohne Ausdehnung.

Eindimensionale Zeit wäre sukzessiv, irreversibel, linear. Auf ihr herrschte strikter Determinismus von Ursache und Wirkung. Der Augenblick wäre Punkt auf dieser Linie Zeit, Zeitpunkt, bloßes Datum des Vorfalles und nicht einmal dies, Dauer könnte ihm nicht eignen.

Denken wir ihn uns aber als eine Gegenkraft zu dieser Linie Zeit, als ein fortwährend Ausbrechendes, als Staudamm gegen den Fluss der Zeit, der niemals still steht, als sperrende Kraft, so ergibt sich die Vorstellung zweier sich kreuzender Linien, etwa in Gestalt eines Koordinatenkreuzes. Da wäre, um im Bild zu bleiben, in der Vertikalen die Linie Zeit, in der Horizontalen der Augenblick. Und schon merken wir, dass daran etwas nicht stimmt. Was ist das aber?

Erinnern wir uns an Kierkegaard, für den das Ewige der immerwährende Augenblick der Gegenwart ist, jeder Moment in der Zeit aber, *»ebenso wie die Summe der Momente, ein Prozeß (ein Vorbeigehen)«* und daher *»kein Moment ein gegenwärtiger«*<sup>13</sup>, kurz: solcher Moment in der Zeit unendlich leerer Zeitpunkt. Um uns ein Bild vom Augenblick zu machen, müssen wir also statt seiner die Ewigkeit ansetzen und gewinnen derart den Augenblick als Funktion von Zeit und Ewigkeit.

Wir sehen: Auch hier, als Bild, ist die echte Dialektik des Augenblicks eingefroren und in zwei Momente dissoziiert, wobei jedem für sich allein nichts Wirkliches entspricht. Der Augenblick allein ist die Wahrheit über die menschliche Zeit. Er markiert die Schwelle von der alten zur neuen Zeit und von der alten zur neuen Welt. *»Immer erst künftig, immer schon vergangen, immer gegenwärtig in einem so jähen Anfang, daß es uns den Atem verschlägt, und dabei gleichwohl sich entfaltend wie ewige Wiederkehr oder ewiger Wiederbeginn.«*<sup>14</sup> (Maurice Blanchot)



Franz Kafka soll einmal über den kubistischen Picasso geäußert haben, dieser notiere bloß »*die Verunstaltungen, die noch nicht in unser Bewusstsein vorgedrungen sind. Kunst ist ein Spiegel, der vorausgeht wie eine Uhr, manchmal*<sup>15</sup>. Die Uhr geht chronologisch vor und nur so. Kunst greift dem Bewusstsein vor.

Was im Rahmen einer Generation, das gilt gleich viel für jeden Augenblick. Die Verunstaltungen, die Picasso etwa notierte, festhielt, wie einer im Flug gleichsam etwas schnappt, sind in jedem Augenblick noch nicht ins Bewusstsein vorgedrungen. Es ist der Spiegel der Reflexion, der da vorgeht. Was uns noch nicht bewusst wurde, wartet nicht in irgendeiner Zukunft erst auf uns, es ist immer schon da, wo Ich noch nicht bin. Gegenwärtig, zwar nicht ganz, so doch anwesend, ganz heideggerisch, im Inneren der Zeit. »*Ick bün all dor*«<sup>16</sup>.

In der Gegenwart, nein, vielmehr hinter, vor oder jenseits vom Jetzt wartet es auf seine Manifestation. Auf halbem Wege zum Bewusstsein werden etwa Franz Kafkas triste Tableaus abgerufen, zu früh fixiert und gerade doch zur rechten Zeit, um die lausige Existenz zu entlarven, die sich in der Gegenwart verpuppt. Was bewusst wird, wird irgend festgehalten wie ein Spiegelbild. Kafka betritt den Spiegelraum selbst. Schreibend schwenkt er in die Bahn ein, die Denken je im Augenblick durchläuft, um schließlich bewusst, Gedanke zu werden. Bevor Denken im Gedanken, Schauen in Gestalt gerinnt, regt es sich im Provisorischen, in einer Vorwelt gleichsam, einer Welt vor dieser, der bewussten Welt.

Der Augenblick ist eine Welt jenseits des Bewusstseins, diese Vorwelt – mit Benjamin – die geheime Gegenwart Kafkas, der sagt: »*Das entscheidend Charakteristische dieser Welt ist ihre Vergänglichkeit. In diesem Sinne haben Jahrhunderte nichts vor dem augenblicklichen Augenblick voraus. Die Kontinuität der Vergänglichkeit kann also keinen Trost geben; daß neues Leben aus den Ruinen blüht, beweist weniger die*

*Ausdauer des Lebens als des Todes. Will ich nun diese Welt bekämpfen, muß ich sie in ihrem entscheidend Charakteristischen bekämpfen, also in ihrer Vergänglichkeit.*«<sup>17</sup> Das hieße nicht, den Tod aus dem Leben treiben, sondern umgekehrt: ihn ins Leben einzuholen. Erst dann ließe der Augenblick sich halten.

---

Nichts aber ist weniger aufzuhalten als das Fortschreiten von Jetzt zu Jetzt. Der Puls des Lebens, das Damokles-Schwert des Todes treibt, solange Leben ist. Die Zeit zu befehlen haben, ist Kafkas Ziel, was Benjamin in den Vorarbeiten zu seinem Kafka-Essay zu der kryptischen Formulierung führt: »*Die Zeit auf seine Seite bringen, eine ausgezeichnete Vorstellung, dass der Befehlende gewissermaßen in der Zeit auszuholen muss, um den Zweck seines Befehls zu erreichen.*«<sup>18</sup> Das heißt, die Zeit stauen, ihren Fluss retardieren und das, was seine Schnelligkeit überspringen macht, dem Vergessen abzwängen, und all dies gerade in der Zeit.

In der Tiefe des Augenblicks haust das Vergessene. Kafka nehme, so weiter Benjamin, um es einzuholen, »*die ganze Welt in eine rückwärtige Stellung zurück. Er räumt Jahrtausende der Kulturentwicklung. Kafkas Romane spielen in einer Sumpfwelt, aber diese Welt ist dann auch wieder die unsere: eben darum weil wir sie nicht bewältigt, sondern nur verdrängt und vergessen haben.*«<sup>19</sup>

Gerade dies hebt Kafkas Werk aus dem Bereich der Privatverfassung hervor. Die Tiefe dieses Schachts ist keine räumliche, eher geht dort etwas vor als hinunter. Sie ist zeitlicher Natur. Die still gestellte, starr gewordene Welt, in welche Kafka (sich) hineinschreibt, ist die des festgehaltenen Augenblicks und noch im Akt des Schreibens, in dem er schreibt, wird sie unter seiner Feder fest.

---